

Melusine

Von Arthur Hübscher (Frankfurt a. M.)

Am 14. Juli 1873 schreibt Theodor Fontane an Karl und Emilie Zöllner: „In die Tiefen Schopenhauers wird hinabgestiegen, und Wille und Vorstellung, Trieb und Intellekt sind beinahe Haushaltungswörter geworden, deren sich auch die Kinder bemächtigt haben. Mete sagt nicht mehr: ‚Theo, du bist zu dumm!‘ sondern: ‚Suche das Mißverhältnis zwischen deinem Willen und deinem Intellekt auszugleichen.“ In einem Brief an Mathilde von Rohr vom 26. März 1874 spricht Fontane von den Schopenhauer-Abenden des vergangenen Winters, die viel Freude bereitet hätten, „wohl schon deshalb weil sie maßvoll auftraten und nur alle vierzehn Tage wiederkehrten . . . Wir haben viel Anregung dadurch empfangen.“ Und in einem Trinkspruch vom 14. August 1876 für den Hofprediger Windel fällt das Stichwort Pessimismus,

„Und das Wort, es ward ein Riese,
Und sein Name: Schopenhauer.“¹⁾

Diese Briefstellen führen in die gleiche Zeit, in der Fontane zum erstenmal Plaue a. H. besucht hat. Schloß Plaue befand sich seit 1839 im Besitz der Grafen Königsmarck. Dem Schlosse gegenüber aber, auf der anderen Seite der Havel, hatte Carl Ferdinand Wiesike (1798-1880) seinen Wohnsitz, der begeisterte Anhänger Schopenhauers, und zu ihm trat Fontane nun in eine nahe erst durch den Tod gelöste Beziehung. Schon der erste mehrtägige Aufenthalt im Mai 1874 gab ihm Gelegenheit, den alten Herrn, seinen Besitz, seine Lebensgewohnheiten kennen zu lernen. Weitere Fahrten nach Plaue folgten im Juni oder Juli 1875, im Sommer 1876 und Anfang August 1877 (das Tagebuch vermerkt für diesen Besuch ausdrücklich: „Schopenhauer-Studien“); auch in den nächsten Jahren wurde Wiesike immer wieder aufgesucht: im April 1878, im Mai 1879 und, wenige Monate vor dem Tode Wiesikes, nochmals im April 1880.²⁾

¹⁾ Briefe Theodor Fontanes. 2. Sammlung. Hrsg. von Otto Pniower und Paul Schlenther. Berlin 1910. Bd. I, S. 213, 326, 367.

²⁾ Nur am Rande sei vermerkt, daß diese anregenden, in den geistigen Umkreis Schopenhauers führenden Besuche auch nach dem Tode Wiesikes noch eine Fortsetzung erfuhren: Nach Mitteilung von Herrn Walter Keitel war Fontane zweimal, vom 15. April 1881 ab zwei Wochen lang, und wieder vom 18.-22. April 1882 beim Hofprediger Karl Windel (1840-1890) zu Gast, der schon an den Schopenhauer-Abenden des Winters 1873/74 teilgenommen hatte und von dem das Wangenheim-Kapitel (im Entwurf zum dritten Teil der Lebenserinnerungen) berichtet: „Sein

Wiesike war „ein durch Gaben des Geistes und des Gemüts ausgezeichnete Mann“. Er hatte die Leitung der neuen Ziegelei gegenüber der alten Quitzowischen Schloßkapelle übernommen, das Unternehmen gedieh, er konnte sein Besitztum bald vergrößern und einen ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieb hinzufügen. Die Ziegel wurden auf der Havel nach Berlin geschafft, und die Schiffe kehrten mit großen Mengen Potsdamer Stalldüngers zurück, mit denen Wiesike das Sand- und Sumpfland meliorisierte. Nach dem 50. Lebensjahr zog er sich von den Geschäften zurück, schuf sein bescheidenes Wohnhaus in einen schönen Ruhesitz um und begann, sein eigentliches Leben zu führen, ein Leben, das nur drei Dingen gewidmet war: der Anlage eines Parks rings um sein Anwesen, der Homöopathie Hahnemanns, mit der er zahlreichen Armen und Kranken des Havellandes, zum Mißfallen der Ärzte und Apotheker, Hilfe brachte, und der Philosophie Schopenhauers.

Auf Schopenhauer war er in den fünfziger Jahren durch den befreundeten Redakteur der Vossischen Zeitung, Ernst Otto Lindner (1820-1867), hingewiesen worden. Er suchte den Philosophen mehrmals (in den Sommern 1854, 1855, 1856) in Frankfurt auf, er erwarb das erste Ölbild Schopenhauers, das Luntenschütz gemalt hatte³⁾, und als Schopenhauers 70. Geburtstag gefeiert wurde, machte er ihm einen mächtigen silbernen Pokal zum Geschenk, darauf Schopenhauers Name „und ein hoher Spruch zum Lobe der Wahrheit und ihrer Kraft“. Nach Schopenhauers Tod erwarb er nicht nur den Pokal zurück, er kaufte auch die kostbare Handschrift des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ an und weitere Manuskripte aus Lindners Nachlaß, die dieser in dem gemeinsam mit Julius Frauenstädt verfaßten Buch „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn“ (Berlin 1863) veröffentlicht hatte.

Wiesike machte Nachbarn und Freunde mit der Lehre Schopenhauers bekannt, — anscheinend auch die Gräfin Königsmarck vom Schlosse gegenüber, die im Sommer 1857 mit einer Standesgenossin in Frankfurt war und Schopenhauer aufsuchte.⁴⁾ In den sechziger Jahren war der alte Herr durch seine gastlichen, immer mit einem Schopenhauer-Kult verbundenen Empfänge — in einem großen, eigens dazu erbauten Gartensaal — schon weithin bekannt geworden. Der junge Nietzsche gibt seinem Freunde Erwin Rohde am 6. August 1868 folgende, auf Berichten des dritten Freundes, Carl von Gersdorff⁵⁾ beruhende Schilderung:

Charakter. Mischung von Strenghläubigkeit und Schopenhauer. Das zu vereinigen war ein Kunststück. Ausführen, wie er's anfang.“ (Th. Fontane: Sämtl. Werke, Nymphenburger Ausg., Bd. XV, S. 424.)

³⁾ Arthur Hübscher: Schopenhauer-Bildnisse. Frankfurt a. M. 1969. Nr. [6].

⁴⁾ Schopenhauer verzeichnet den Besuch der „zwei Damen“ in einem Brief vom 22. Oktober 1857 an Asher (D XV, S. 589). Auf der letzten Seite des Manuskriptbuchs „Senilia“ hat er die Namen der Besucher dieses Sommers notiert, unter ihnen Gräfin Königsmarck und Gräfin Stolberg, geb. Lichtenau, zu Stolberg.

⁵⁾ Briefe vom 20. Juli und vom 12. August 1868. In: Die Briefe des Freiherrn Carl von Gersdorff an Friedrich Nietzsche. Hrsg. von Carl Schlechta. 1. Teil, Weimar 1934, S. 82 ff. und 85 ff.

„In Plaue an der Havel, unweit Brandenburg, lebt ein Rittergutsbesitzer Wiesike, ein wirklicher Freund Schopenhauer's, der Einzige, der ein wohlgelungenes Porträt in Oel von dem großen Manne besitzt. Ein echter Schüler, ein vielgebildeter Mann, ein genialer Landwirth, der eine elende Sandscholle in fruchtbares Land umgewandelt hat (Gersdorff berichtet ausführlich über die Methode: Kavalleriemist aus den Berliner Ställen spielt dabei die Hauptrolle), ist er jetzt reich und seines Reichthums würdig; für seine Armen hält er einen eigenen Arzt mit 800 Thl. Gehalt etc. Er hat ein gastfreies Haus, einen vorzüglichen Weinkeller, dessen feinste Weine immer nur in einem Pokale kreisen, der dem Manne gehört hat, dessen Genius in diesem Hause waltet. Jeder Besucher empfängt zum Abschiede ein Porträt Schopenhauer's und ein Bild von seinem Wohnhause in Frankfurt, wohin Herr Wiesike alljährlich eine Wallfahrt angetreten hat.“⁶⁾

Man pflegte bei Wiesike den Geburtstag Schopenhauers in gebührender Form zu feiern. Am 22. Februar 1869 konnte Gersdorff an dieser Feier teilnehmen. Als Motto für den Tag war ein Wort Schopenhauers über den Genuß der Gegenwart gewählt. Nietzsche war Professor geworden, man trank auf sein Wohl mit Steinberger 57er im umgehenden Silberpokal, Wiesike hielt eine kleine Rede, und nach dem Braten wurde ein Stück aus Schopenhauers Nachlaß verlesen.⁷⁾

Fünf Jahre später war Fontane zum erstenmal „in großer Kumpanei“ bei Wiesike zu Gast — im Gartensaal, an langer gedeckter Tafel, an der der alte Herr präsiidierte. „Die Gänge wechselten, die Rheinweine lösten sich untereinander ab und der silbernen Weinkühler auf dem Tisch wurden immer mehr. Trinkspruch reihte sich an Trinkspruch. ‚Der Sieg der Wahrheit, der Sieg der guten Sache‘ wurde proklamiert, alles unter der Fahne ‚*Similia similibus*‘, und nachdem schließlich der Kaffee von allen Seiten her als das Hauptgift der Menschheit festgestellt worden war, schritt man dazu ihn einzunehmen.“

Fontane konnte auch die Schopenhauer-Handschriften bewundern, er machte sich Auszüge, die später in seinen schon damals geplanten Aufsatz über Plaue und Wiesike eingegangen sind. Mit diesem Aufsatz hatte es allerdings noch gute Weile. Inzwischen starb Wiesike, und Fontane widmete ihm (in der Vossischen Zeitung vom 15. Oktober 1880) einen schönen Nachruf. Teile dieses Nachrufs wurden in das Kapitel „Plaue a. H.“ übernommen, das i. J. 1887 begonnen und am 8. Februar 1888 beendet wurde. Das Kapitel steht in dem Fortsetzungsband der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, der 1889 unter dem Titel „Fünf Schlösser“ erschienen ist.

Der Nachruf ist manchmal frischer, wärmer, lebendiger und persönlicher als die spätere Fassung. Er fügt der Charakteristik Wiesikes Züge ein, die später weggeblieben sind. Wiesike, heißt es „hatte seinen Schopenhauer wohl zwanzigmal gelesen, bis zum Auswendigwissen ganzer Kapitel, und war in

⁶⁾ Friedrich Nietzsche: Briefe. Hist.-krit. Gesamtausgabe, 2. Bd., 1938, S. 230.

⁷⁾ Nietzsche an Rohde, 22./28. Februar 1869, a. a. O., S. 302 f.

jeder Faser seines Wesens von ihm durchdrungen. Und daß der Pessimismus nicht ruiniert, sondern unter Umständen auch eine fördernde, humanitäre Seite hat, dessen konnte man an dem alten Wiesike gewahr werden. Er hatte das *Mitleid* — nach Schopenhauer der Menschheit bestes Theil — und es sind ihrer viele, die die Segnungen dieses Mitleids erfahren haben. Es mögen jetzt sieben Jahre her sein, daß ich den alten Herrn auf seiner anmutigen Besetzung kennen lernte. Seitdem sah ich ihn öfter, meist wenn ich abgearbeitet und elend war, und nie bin ich von ihm fortgegangen, ohne mich an seiner Havel, an seinem Wein und, um das Beste nicht zu vergessen, *an ihm selber* erholt zu haben. Er verstand zu beleben, zu trösten, ohne daß je ein Trosteswort über seine Lippen gekommen wäre . . . Ich kann seiner nicht ohne Dank und Rührung gedenken und zähle die mit ihm verplauderten Stunden zu den glücklichsten und bestangelegten meines Lebens.“

Wir kehren zum Ausgangspunkt zurück: Im Juli 1873 erscheint die erste Schopenhauer-Stelle in Fontanes Briefen. Der Mai 1874 bringt die Begegnung mit Wiesike. Es scheint also, daß Fontane nicht wie so viele andere durch Wiesike zu Schopenhauer hingeleitet worden, sondern umgekehrt durch Schopenhauer zu Wiesike gekommen ist. Das Erlebnis Schopenhauer mag ihn zu dem Mann geführt haben, der die Lehre seines Meisters in so vorbildlicher Art verwirklichte. Wir lassen die Frage der Priorität dahingestellt, wir stellen die Hauptfragen: Wie weit hat Schopenhauer auf Fontanes Schaffen eingewirkt, und welche Rolle haben die Besuche auf Plauerhof dabei gespielt?

Die erste Frage scheint die wesentliche: Das ganze große Romanwerk Fontanes ist *nach* dem in seinen Briefen so mächtig intonierten Erlebnis Schopenhauer entstanden, — der erste Roman „Nach dem Sturm“ erschien 1878. Sonderbarerweise aber ist das Verhältnis Schopenhauer-Fontane bisher noch nirgends untersucht worden, obwohl die Forschungsgrundlagen in großer Anzahl vorhanden sind. Seit der ersten, noch von Fontane selbst besorgten Ausgabe der „Gesammelten Romane und Novellen“ (1890-1891) sind die Werke Fontanes in zahlreichen Einzel- und Gesamtausgaben vorgelegt worden, die Briefe in mehreren, größeren oder kleineren Sonderveröffentlichungen. Aber keine dieser Werkausgaben gibt den heute unentbehrlichen Kommentar, keine trägt das Nötige zur Feststellung der geschichtlichen und zeitgeschichtlichen Bezüge bei, zur Aufhellung der zahlreichen Anspielungen auf Personen und Örtlichkeiten, auf Einzelheiten und Zusammenhänge, die uns heute fern und an denen Fontanes Bücher doch so reich sind, — man muß sie kennen, wenn man die Atmosphäre spüren will, in der das Werk geschaffen wurde und aus der es wirken soll. Die Briefe vollends sind großenteils ganz unzulänglich ediert, es hat, unter vielerlei Gesichtspunkten, familiären Rücksichten oder zeitgebundenen Anschauungen, Revisionen des Inhalts gegeben, mehrfach ist auch von Fälschungen gesprochen worden. Keine ermutigende Forschungslage!

Erst heute zeichnet sich ein grundsätzlicher Wandel ab. Seit 1959 erscheint eine bisher auf 22 Bände gediehene, von Edgar Groß und Kurt Schreiner betreute Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ bei der Nymphenburger Verlagshandlung, und seit 1962 kommt bei Carl Hanser, München, eine zweite Ausgabe heraus, für die Walter Keitel, seit Jahren um das Werk Fontanes in

hineingebungsvoller Weise bemüht, als Herausgeber zeichnet.⁸⁾ Die erste Abteilung „Romane, Erzählungen, Gedichte“ liegt in sechs Bänden bereits vollständig vor, auch die zweite Abteilung, die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, ist vor kurzem (1968) mit dem dritten Bande abgeschlossen worden. (Eine dritte Abteilung „Autobiographisches, Essays, Kritiken“ ist im Erscheinen begriffen: mit vier Bänden dürfte sie hinter der Nymphenburger Ausgabe allerdings zurückbleiben, in der allein die „Causerien über Theater“ zwei dicke Bände füllen.) Die Werke erscheinen bei Hanser in vorbildlicher Textgestaltung, Entwürfe und Fragmente sind beigegeben, — die Anmerkungen erläutern, immer reichhaltiger im Fortschreiten von Band zu Band, die Texte und beziehen auch den umfangreichen handschriftlichen Nachlaß ein. Alles ist so gründlich durchdacht, aus kenntnisreicher Überschau heraus verarbeitet und in den Ergebnissen so aufschlußreich, daß man wirklich von der Erschließung eines neuen Zuganges zum Werk des Dichters sprechen kann.

Es dürfte an der Zeit sein, viel Versäumtes nachzuholen. Auch was das Verhältnis Fontanes zu Schopenhauer angeht.

Schon seit dem Ende der 70er Jahre tritt Schopenhauer in Erwähnungen, Anspielungen und Zitaten auf, die seine fortdauernde Anwesenheit in Fontanes Werk bezeugen. Von Herman Grimms „Goethe“ (1876) ist die Rede, vom Esprit, vom Stil des Verfassers: Grimm werde nach dieser Seite hin vielleicht nur noch von Schopenhauer übertroffen, der „als glänzender Stilist etwa denselben hohen Rang bei uns einnimmt wie Macaulay in England.“⁹⁾ Ein Seitenblick auf die „Causerien über Theater“, auf eine Aufführung von Goethes „Götz“ am 24. April 1880: Fräulein Eppner als Adelheid. Was sie gab, „war das Übergewicht des Willens über den Intellekt.“ Gut so: „denn es wird sich ohne Unbilligkeit sagen lassen, daß junge Witwen an Bischofshöfen immer mehr Willen als Intellekt gehabt haben. Am Bamberger Hofe gewiß . . . Und auch das mit der Feme (erste Goethe'sche Version) ist mir durchaus begreiflich. Aber Gift? Nein. Wo so viel Wille des Lebens ist, kann nicht so viel Verneinung des Lebens sein. Auch nicht auf Kosten anderer.“¹⁰⁾ Ist das eine von Schopenhauer her angelegte Würdigung einer darstellerischen Leistung? Ist es nicht geradezu ein Muster, wie man von Schopenhauer her Theater-Kritiken schreiben kann? „Onkel Dodo“ dann (1882), in einer seiner überwältigenden, keinem Einwand offenen Tiraden, rückt das Geistige, den „Kopf“ in den Vordergrund, er nennt Schopenhauer neben Kant, dem kategorischen Imperativ, und neben Helmholtz. Und jetzt lesen wir den längeren Auszug aus dem Schopenhauer-Aufsatz der „Edinburgh Review“ vom April 1853, der in der Stoffsammlung zu dem Fragment „Storch von Adebar“ (1881/82) zu finden ist¹¹⁾ und möchten ihm fast schon eine Funktion

⁸⁾ Wir zitieren nach dieser zweiten „Ausgabe H“, nur in einzelnen Fällen nach der ersten „Ausgabe N“, wenn sie Stücke vorlegt, die in der zweiten noch nicht erschienen sind.

⁹⁾ Ausgabe H, Abt. III, 1. Bd., S. 489; Ausgabe N, Bd. XXI, 1, S. 43.

¹⁰⁾ Ausgabe N, Bd. XXII, 1, S. 882 f.

¹¹⁾ Ausgabe H, 5. Bd., S. 1030-32.

für Fontanes Arbeit zuerkennen, — dient er nicht irgendwie dem Aufbau einer Handlung, der Zeichnung von Charakteren? Und treffen die Worte des alten Fräuleins zu Melanie in „L'Adultera“ (1882) nicht sogar den Kernpunkt von Schopenhauers Ethik? „Mitleidig sein“, heißt es, „ist eigentlich das Beste, was die Menschen haben“; man erinnert sich an den Nachruf auf Wiesike, aber auch an den späteren Brief Fontanes an die Tochter Mete vom 24. August 1893: „Schopenhauer hat ganz recht: das Beste, was wir haben, ist Mitleid.“

Aber mit dem Aufspüren von Reminiszenzen, mit der Feststellung von Gemeinsamkeiten und Gegensätzen ist noch wenig getan. Das ganze Werk muß überprüft werden: Wo immer in Schilderungen, in Dialogen, in Aphorismen findet sich wegweisend, aufhellend im Hintergrunde Schopenhauer? Und mehr noch: In welchen Zusammenhängen ergibt sich aus Motiven, Einsichten und Urteilen eine innere Übereinstimmung, wo ein unverkennbares Auseinandergehen?

Der Begriff Pessimismus, der sich zunächst der Untersuchung anbietet, bringt uns gleich auf einen wesentlichen Unterschied. Schopenhauers Pessimismus gründet nicht auf dem Zufälligen, Einzelnen, Belanglosen, das uns das Leben verleiden kann, der philosophische Pessimismus will die Erklärung für das Allgemeine und Wesentliche geben, für das unveränderte Grundwesen der Welt, das im Willen zum Leben beruht. Fontanes Pessimismus ist anderer Art: er bleibt an das Einzelne, Zufällige und Widrige gebunden, das ihm das Leben von der Jugendzeit an schwer macht; er sucht es immer wieder zu überwinden, indem er ihm die heitere Seite abgewinnt. „Du läßt Dich“, schreibt er schon am 14. November 1855, lange bevor Schopenhauer in sein Blickfeld kam, dem vierjährigen (!) Sohn George, „in Deinen Ansichten von der Schönheit dieser Welt, die einige an Verstopfung leidende Menschen eine Welt der Mängel nennen, nicht so ohne weiteres erschüttern. Du schreibst mir, daß Du alles ‚ausgezeichnet‘ nennst und selbst bei mäßig gesüßtem Kaffee ausrufst: ‚Der reine Zucker!‘ Sieh, das lieb ich. Ein junges frisches Gemüt muß alle Dinge, und wenn es der härteste Kloß wäre, ‚ausgezeichnet‘ finden, und der bittere Bodensatz, den die Weltweisen mit ihren Grübeleien und ihrer kritischen Krücke aufrühren, muß für ihn nicht dasein, alles ‚der reine Zucker‘. Aber ich ersehe noch mehr aus Deinem Briefe, ich ersehe, daß Du ‚nix dawider‘ hast. Sieh, das freut mich, das ist ein Zug lebenswürdiger Toleranz, der an die hellen Geister des vorigen Jahrhunderts erinnert . . . Halte Dich auf diesem Wege des ‚nix dawider‘, und wenn Du auch nicht Landrat wirst, so wirst Du doch vielleicht mehr werden, nämlich — glücklich.“ Und später, am 9. Mai 1888, an den Sohn Theo: „Man kann seinen Pessimismus auch in Rot, ja in Zeisiggrün kleiden und ihn auf Heiterkeit abrichten. Mehr, man kann auch wirklich wieder heiter dabei werden, vorausgesetzt, daß man ein glückliches Temperament hat. Man erkennt zuletzt in allem ein Gesetz, überzeugt sich, daß es nie anders war, und findet für sich persönlich sein Genüge in Arbeit und Pflichterfüllung. Das den Dingen scharf ins Gesicht sehn ist nur momentan schrecklich; bald gewöhnt man sich nicht nur daran, sondern findet in der gewonnenen Erkenntnis, auch wenn die Ideale darüber in die Brüche gingen, eine nicht geringe Befriedigung.“ In dieser Haltung begegnet Fontane nicht dem Erkenntniskritiker und Metaphysiker Schopenhauer, aber

allerdings dem Verfasser der „Aphorismen zur Lebensweisheit“, der den höheren metaphysisch-ethischen Standpunkt seiner Philosophie verläßt und einfach die Regeln ausbreitet, nach denen man sein Leben in dieser schlimmen Welt möglichst erträglich, möglichst glücklich bestehen und mit möglichst wenig Schmerzen davonkommen kann. Es kann sein, daß Professor Schmidt — in „Frau Jenny Treibel“ — über die Unpünktlichkeit eines Teilnehmers an seinem Kränzchen leise verärgert ist: der „Abend“ geht aus den Fugen „und ich werde Pessimist und nehme für den Rest meiner Tage Schopenhauer und Eduard von Hartmann unter'n Arm.“ Aber die Stimmung geht vorüber, zumal der Vermißte gleich darauf erscheint.

Die Frage nach dem Sinn der Welt, des Lebens und des Leidens liegt Fontane fern. Auch er hätte Aphorismen zur Lebensweisheit schreiben können, er hat sie geschrieben, sie sind überall in seinem Werk verstreut, — zum Philosophen aber war er nicht geschaffen. Kein Zweifel, daß seine Schopenhauer-Abende und seine Gespräche mit Wiesike ihn oft genug vor die Kluft zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen geführt haben, vor die Frage nach den Grenzen der Individualität, nach den Möglichkeiten, diese Grenzen zu überschreiten, und vielleicht mit einer Lösung des Welträtsels zugleich die Erlösung von der Weltqual zu finden, — in solchen Augenblicken aber hat er alles in seiner eigenen, stillen und freundlichen Weise für sich zurechtgerückt. Das Mitleid ist das Beste, sagt er mit Schopenhauer und hat es wohl empfunden, daß wir im Mitleid die Schranken der Individualität durchbrechen und das Leiden der anderen und wohl auch alles Lebendigen unser eigenes Leiden wird. Aber war nicht auch dieses Empfinden eine Forderung praktischer Lebensweisheit? Der tieferen Bedeutung, mit Grabbe zu reden, mußte Fontane sich versagen. Daß Schopenhauers Mitleidslehre das Grundprinzip einer Ethik ist, die wir als Übergang zu einem letzten Ziel des Lebens, der Verneinung, verstehen müssen, daß wir in allen Handlungen der Gerechtigkeit, der Selbstlosigkeit, der Güte bereits auf dem Wege der Verneinung sind und daß manche, denen das Höchste vergönnt ist, auch wohl den Weg von der Tugend zum großen Paradox der Askese finden und einen Punkt erreichen, an dem die tiefste, alle Mannigfaltigkeit überwindende Versenkung in das Innere unmittelbar in die Einheit aller Dinge führt, — diese Gedankengänge mitzugehen, war Fontane nicht gegeben.

Oft genug in seinen letzten Lebensjahren hat ihn das Problem des Endes, des Todes berührt. Er sah den Tod nicht, wie der Philosoph, als „die jedesmalige Anfrage an das Individuum: Hast Du genug?“, nicht als „Verdammungsurteil über den Willen zum Leben: Was Du gewollt hast, endet so: Wolle etwas Besseres!“ Der Tod ist ihm nicht der inspirierende Genius oder der Musaget der Philosophie. Er nimmt ihn einfach als das naturgegebene Ende seines Lebens, das sich unter stets erneuten Kämpfen, trotz Schicksalschlägen, Kümmernissen, bitteren Erfahrungen und zunehmender Müdigkeit in Heiterkeit behaupten konnte. Daß die Todesstunde ihn der Lasten entheben und Ruhe schenken soll, ohne weiteres zu fordern, daß mithin, wie es in dem Brief an den Sohn Theo weiter heißt, die höchste Befriedigung aus dem *memento mori* kommt, das hat Fontane abschließend zu Ende der 90er Jahre in dem Gedicht „Leben“ ausgesprochen:

„Leben; wohl dem, dem es spendet
Freude, Kinder, täglich Brot,
Doch das Beste, was es sendet,
Ist das Wissen, daß es endet,
Ist der Ausgang, ist der Tod.“

Einige, vermutlich bei der Lektüre der „Parerga und Paralipomena“, 1884, entstandene Aufzeichnungen Fontanes, die bisher nur teilweise veröffentlicht sind,¹²⁾ versprechen Aufschlüsse über das Werden seines resignierenden Lebensgefühls. „Geistvoll und interessant und anregend ist alles; vieles zieht einem einen Schleier von den Dingen oder von den Augen fort und gewährt einem den Genuß freudigen Schauens; über Dinge, über die man aus Mangel an Erkenntnis oder auch aus einer gewissen Feigheit im Unklaren war, wird man sich klar; man hat die angenehme Empfindung: das erlösende Wort wurde gesprochen . . .“ Gleichwohl glaubt Fontane nicht „an den Quellen der Erkenntnis“ zu sitzen, — so vieles sei unbillig, einseitig, falsch — es sei eine „gefährliche Lektüre“. Die Kritik richtet sich beachtenswerterweise nicht gegen die Metaphysik, die Ästhetik, die Ethik Schopenhauers, sondern gegen seine Darlegungen über Weiber und Ehe und über die mancherlei Fragen der Bewältigung des Alltags. Unversehens werden die Ansätze einer Charakteristik Schopenhauers zur Enthüllung von Wesenszügen des alten Fontane: „Der Genuß, den einem die Lektüre Schopenhauers bereitet, ist nur da ein voller und ungetrübt, wo seine Urteile nicht durch unliebsame persönliche Erfahrungen getrübt oder geradezu bestimmt werden . . .“ Fontane weiß, daß die „persönlichen Erfahrungen“, die er bei Schopenhauer als Hemmnis objektiver Anschauung argwöhnt, sein eigenes Weltbild unliebsam begrenzt haben.

Er hält sich in den Grenzen menschlicher Gegebenheiten. Und doch hat ihn das Problem des Übergangs zum Mitmenschlichen, zur Einbeziehung des Einzelnen in eine allgemeine Ordnung zutiefst bewegt. Das gleiche Jahr, in dem das Tagebuch die Schopenhauer-Studien in Plauke besonders hervorhebt, bringt einen merkwürdigen Versuch, das Problem aus den Tiefen metaphysischer Fragestellungen ins rational Begreifbare zurückzuholen, es in eine Gestalt zu bannen, die wohl fremdartig und unheimlich erscheinen mag, die aber doch in einer Welt von Menschen und Dingen steht, wie alle anderen auch. Die romantische Mythologie hatte Naturgeister ersonnen, seelenlose Elementarwesen, Elfen und Nixen, Undinen, Melusinen, Gnomen und Salamander, die nach Beseelung rufen und sie durch die Liebe des Menschen empfangen wollen. Empfangen, um vielleicht wieder zu geben. Fontane sieht das umgekehrte Problem: Geben wollen, um, vielleicht, wieder zu empfangen: ein vergeblicher Wunsch, wenn ein Herzensmangel immer wieder den Zugang zum Mitmenschlichen verwehrt, wenn immer nur die unerfüllte Sehnsucht nach der Überwindung des Mangels bleibt und treibt und keinen Ausweg läßt.

¹²⁾ Theodor Fontane: Unveröffentlichte Aufzeichnungen und Briefe. In: Sinn und Form, Jg. 13 (1961), S. 704-747 (hier S. 708-712). Dazu Hans-Heinrich Reuter: Zu Aufzeichnungen und Briefen Theodor Fontanes, ebda. S. 750-756.

Fontane ersinnt eine seiner merkwürdigsten Gestalten, eine Art vermenschlichtes Zwischenwesen zwischen Diesseits und Jenseits, das aus einer unteren, naturhaften Seelenlage heraus in Zusammenhängen steht, die der Mensch sehnsüchtig und meist vergeblich sucht, er ersinnt eine neue Melusine. Wir können die Entwicklung dieser Gestalt im Hinblick auf das Erlebnis Schopenhauer im einzelnen verfolgen.¹³⁾ Und dabei erweist sich unsere zweite Frage, nach dem Niederschlag der Besuche bei Wiesike, überraschenderweise nicht mehr als Frage zweiten Ranges. Das von Keitel zum ersten Mal veröffentlichte, nur flüchtig skizzierte Romanfragment „Melusine“ (1877) enthält unter der Überschrift „Koenigsmark — Wiesike Plaue“ die Bemerkung: „Eine wundervolle Roman-Szenerie ist Plaue.“¹⁴⁾ Unter anderen Namen geben das Königsmark'sche Schloß und Wiesike's Haus den äußeren Rahmen des Fragments. Im Mittelpunkt der Handlung aber steht ein Mädchen unbestimmter (mexikanischer) Herkunft: eine Art von Wassernixe. Das Wasser ist ihr Element, sie liebt das Melusinenmärchen und Mörikes Gedicht von der Windsbraut. Und elementar geht sie zugrunde: am Abend vor der Hochzeit mit dem jungen Schloßherrn verschwindet sie, man weiß nicht wie, es klingt sagen- oder legendenhaft. Dem philosophierenden Alten — Wiesike — wird die Schlußbetrachtung zugewiesen, er gibt dem zurückbleibenden Verlobten Trost.

Melusine beschäftigte Fontane auch in den nächsten Jahren. In der Erzählung „Schach von Wuthenow“ (entstanden 1879/1882) erwähnt Frau von Carayan gesprächsweise die Verschwägerung ihrer Vorfahren mit dem alten Adelsgeschlecht der Lusignan, „aus deren Haus die schöne Melusine kam, unglücklichen aber Gott sei Dank unprosaischen Andenkens“. Frau von Carayan setzt voraus, daß ihre Tochter die Geschichte kennt: Melusine, die Gemahlin des Grafen Raimondin von Lusignan, mußte sich an bestimmten Tagen heimlich in ihre alte Halbfischgestalt zurückverwandeln. Als der Graf, trotz ihrer Warnung, sie einmal dabei überraschte, verließ sie ihn und kehrte in ihr Element zurück. Im Turm des ihr zu Ehren erbauten Schlosses Lusineem (Anagramm von Melusine) aber erschien sie fürderhin als weiße Frau, immer wenn dem Grafen oder dem Königshaus Gefahr drohte. Der Hinweis von Frau von Carayan erfolgt beiläufig, ohne eigentlichen Zusammenhang mit der Handlung, er bedeutet für Fontane kaum mehr als eine Selbsterinnerung,

¹³⁾ Weder Julius Petersen: Fontanes Altersroman (in: Euphorion, 29. Bd, 1928, S. 1-74) noch Walter Müller-Seidler: Der Stechlin (in: Der deutsche Roman, herausg. von B. v. Wiese, Düsseldorf 1965, 1. Bd., S. 146-189) schenken dieser Gestalt die gebührende Aufmerksamkeit. Der Hinweis von Josef Hofmiller: Stechlin-Probleme (in: Die Bücher und wir, München 1950) ist unbeachtet geblieben. Ein menschliches Urbild Melusines — der späteren Melusine im „Stechlin“ — mag in der Witwe George Fontanes, Martha, geb. Robert (1865-1900) gesehen werden, der „Lady mit der weißen Pelle“, von der Fontane am 14. Januar 1892 an Georg Friedlaender schreibt, daß sie eigentlich „keinen Menscheneindruck macht; sie hat was Amphibiales, Beauté mit dem Fischschwanz, was richtiger ist als Melusine, weil diese letztere von den Lusignans stammte . . .“

¹⁴⁾ Ausgabe H, Werke 5, Bd., S. 627 und Anm.; Wanderungen, 3. Bd., S. 1129.

das bloße Wachhalten eines Motivs, das in der Form der altfranzösischen Sage nicht brauchbar war.

Bald darauf aber, in dem breiter ausgeführten Romanfragment „Oceane von Parceval“ (1822)¹⁵⁾ wird das Motiv vertieft. „Es gibt Unglückliche“, so wird Oceane eingangs charakterisiert, „die statt dem Gefühl nur die *Sehnsucht* nach dem Gefühl haben, und diese Sehnsucht macht sie reizend und tragisch . . . Von dem Augenblick an, wo die Durchschnittsnixe zur exceptionellen Melusine wird, wie sie sich einreihen möchte ins Schön-Menschliche und doch nicht *kann*, von diesem Augenblick an rührt sie uns. Oceane von Parceval ist eine solche moderne Melusine . . . Die Sehnsucht nach einer tieferen Herzensteilnahme mit den Schicksalen der Menschen wird ihr selber zum Schicksal. Sie wirft das Leben weg, weil sie fühlt, daß ihr Leben nur ein Scheinleben, aber kein wirkliches Leben ist. Sie weiß, daß es viele Melusinen gibt; aber Melusinen, die nicht wissen, *daß sie's sind*, sind keine; sie weiß es, und die Erkenntnis tötet sie.“ Die Szenerie soll diesmal Heringsdorf sein, der philosophische Alte ist verschwunden, dafür aber fällt, geheimnisvoll andeutend, der Name Schopenhauers selbst. Von einer Ballunterhaltung mit Oceane ist die Rede — Oceane scheint zum Philosophieren wie geschaffen. Das Thema ist das Gefühl. Oceane wollte wohl zugeben, „daß die Welt der Empfindung das Eigentliche sei, das Schöne, das Göttliche. Aber gleich dahinter kommt die Welt der Nicht-Empfindung, und wenn man glücklich sein könne, ohne zu fühlen, so möchte sie beinah sagen, diese Nicht-Empfindungswelt sei auch ein Glück.“ Eine kleine Soiree: wieder werden Mörikes Feuerreiter und die Sturm-Gret genannt, und dann nimmt Oceanes Mutter das Wort: „Elementar ist alles. Alles an und in uns ist Teil vom Ganzen, und dieser Teil will ins Ganze zurück.“ Kann man es deutlicher sagen? Auch wenn Frau von Parceval es im Sinn der christlichen Versöhnungslehre, des Versöhnungstodes verstanden wissen will? Und dann der Schluß: Oceane nimmt in ruhiger Heiterkeit Abschied von der Mutter. Man sah sie, „wie sie bis zu dem ersten und zweiten und dritten Reff (Sandbank) schwamm und dann war es als ob Wellen tanzten. Waren es Wellen? Wohl, wohl, was sonst? Oder war es ein Delphin? Und sie schwamm weiter und sie sahen die grüne Kappe, die sie trug. Und nun schwand sie . . . Eine Stunde, und sie war noch nicht zurück. Der Tag verging, ein anderer kam, Oceane war fort.“ Dann fand sich in ihrer Mappe ein Brief: „Ich gehe fort. Es war doch recht, das mit dem Elementaren. Es fehlte mir etwas für die Erde, dessen ich bedarf, um sie zu tragen. Ich geh nun unter in dem Reich der Kühle, daraus ich geboren war.“

Rätsel- und geheimnisvoll diese Abwehr der Gefühlswelt, dieser sonderbare Mangel an zutiefst ersehnter Lebenstauglichkeit, dieses Hinstreben aus dem Ungenügen, dem Stückhaften ins Ganze. Man ist versucht, es in die Begriffswelt Schopenhauers umzuschreiben: als ein Mittleres, einen Übergangsversuch aus dem Bewußtsein, das in die Schranken der Individualität eingeschlossen ist, zu einem anderen, eigentlich Seienden, in dem die Täuschung geschwunden ist, die unser Wesen von dem der anderen trennt. Aber Fontane vermochte nicht die Zuversicht zu teilen, daß wir trotz Zeit, Tod und Ver-

¹⁵⁾ Ausgabe H, 5. Bd., S. 798-808.

wesung doch immer alle beisammen sind; auch Melusine-Oceane vermochte es nicht, sie steht im Zeichen des Verzichts und einer tiefen Sehnsucht, die nur in der Flucht zum Tode zu stillen ist.¹⁶⁾

Nur in vorläufig andeutungsvoller Weise wird das Motiv in „Frau Jenny Treibel“ aufgenommen. Da ist die Hamburger Schwiegertochter: sie hat diesen eigentümlichen Charme, „der schon von alters her alles besitzt, was mit dem flüssigen Element in eine konstante Berührung kommt“. Und kaum zufällig ist wenige Seiten später von der schönen Melusine die Rede, die von den Lusignans kommt.¹⁷⁾

Im „Stechlin“, dem letzten vollendeten Erzählungswerk Fontanes, erscheint das Motiv der Melusine dann breit entfaltet, zugleich aber eingebettet in eine große zeitgeschichtliche Romanhandlung, die wieder ihre eigene Entwicklungsgeschichte hat. Der mehrfach (in den Jahren 1878-1895) umgewandelte Chronikplan der „Likedeeler“ war vorangegangen, schon während der Arbeit an dieser „phantastischen und grotesken Tragödie“ um Störtebecker und die Vitalienbrüder aber wird der Plan in die Gegenwart gerückt: In Entwürfen, Skizzen, Dialogstellen liegt eine Art politischer Novelle vor: „Storch von Adebar“ (1881/82). Religiöse Fragen, Innere Mission, Stiftungs- und Gründungspläne stehen im Mittelpunkt, die pietistisch-konservative Haltung märkischer Adelskreise vor 1866. Nochmals verschiebt sich der Plan: aus der politischen Novelle wird ein politischer Roman, ein Buch „zwischen den Zeiten“, in ein märkisches Idyll gefügt: Altes und Neues miteinander, das Hinschwinden der wirtschaftlichen Machtstellung des Adels, das Aufstreben anderer Schichten, Junkertum und Sozialdemokratie, Tradition und Fortschritt ... Aber die Tagesfragen werden kaum berührt, das politische Geschehen wird symbolisch genommen, ein Symbol eröffnet und beschließt das Buch.

Der Stechlin ist ein See, ein stiller Waldsee, der in seiner Unergründlichkeit doch Anteil an allen Erschütterungen des Erdballs nimmt: die Sage spricht von einem unterirdischen Zusammenhang mit anderen Gewässern. Der Schluß aber, in epigrammatischer Weise zugespitzt, enthüllt die Bedeutung des Symbols: „Es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin!“ Der Stechlin, der uns lehrt, den großen Zusammenhang der Dinge nicht zu vergessen.

Denn auch das Herrenhaus heißt Stechlin und auch der Schloßherr selbst, der Major a. D. Dubslav von Stechlin. Er ist der Held des ersten und des letzten Viertels des Romans. Das zweite und dritte Viertel aber beherrschen die Schwestern, Gräfin Melusine, nach halbjähriger Ehe geschieden, voller Anmut und spielerischen Charmes, und Armgard, die blasse, jüngere, die der junge Stechlin, Woldemar, heiraten wird.

Es gibt viele Stellen, die mit dem Namen Melusine spielen. „Melusine?“ fragt Czako, der Freund Woldemars, „das läßt tief blicken.“ Und Woldemar selbst: „Wer Melusine heißt, sollte wissen, was Namen bedeuten.“ „Ich habe

¹⁶⁾ Ein späterer Entwurf „Melusine von Cadoudal“ (1895), auf dessen Vorhandensein mich Herr Walter Keitel hinwies, erscheint soeben in den Fontane-Blättern, Bd. 2, H. 1, S. 5-9.

¹⁷⁾ Ausgabe H, 4. Bd., S. 412, 437 f.

sehr viel gegen Melusine“, warnt Dubslavs Schwester, Tante Adelheid. „Melusine ist kein Zufall, und ich kann dir bloß sagen, diese Melusine ist eine richtige Melusine . . . Alles an dieser Dame ist verführerisch . . .“ Melusine wendet sich an Woldemar: Man habe ihr von der Liebesinsel erzählt, „da stürben immer die Liebespaare, meist mit einem Zettel in der Hand, darauf alles steht.“ Man denkt an Oceanes Abschiedsbrief, in dem alles stand.

Melusine wird um den gefrorenen See geführt. Sie will nicht haben, daß der Führer, Gendarm Uncke, ein Loch aufhacke, sie möchte keinen Eingriff ins Elementare, sie würde glauben, eine Hand führe heraus und packe sie. Fortan sind die Motive verknotet: Melusine und der See, der Schluß ist vorbereitet. Am Tage vor der Hochzeit des jungen Paares trifft ein Brief Melusines beim Pastor ein: „Erinnern Sie sich bei dieser Gelegenheit unseres in den Weihnachtstagen geschlossenen Paktes: es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin!“ Dieser Pakt aber bezog sich auf Woldemar und die junge Frau. „Was Woldemar angeht“, hatte der Pastor gesagt, „meiner sind Sie sicher, Frau Gräfin. Bleibt freilich, als Hauptfaktor, noch die Komtesse. Für die müssen Sie die Bürgschaft übernehmen.“

Ich glaube nicht, daß Melusine in den See gegangen ist. Ihr fehlt der tragische Zug, den ihre Namensschwester aus dem frühen Fragment und den auch Oceane hat. Aber auch sie trägt irgendwo die Last der Erde nicht, sie verschwindet still, um Ruhe einkehren zu lassen: Ruhe für das junge Paar und Ruhe für sie selbst.

Von den Personen, den Örtlichkeiten, die dem ersten Melusinenfragment Richtung und Rahmen gegeben haben, ist im „Stechlin“ wenig mehr geblieben. Vielleicht, daß die Beschreibung des Herrenhauses Stechlin ein flüchtiges Erinnerungsbild an Plauke festhält. Vielleicht! Manche Ansätze und Motive aber, die zur Vertiefung einladen, sind nicht verfolgt worden, und mit dem stärksten, dem Leitmotiv, das die Nähe Schopenhauers zu verraten scheint, hat es seine besondere Bewandnis. Melusine kann in der Welt des Berliner Gesellschaftsromans nicht mehr als das elementarische Wesen auftreten, das vergeblich die Gemeinschaft mit den Schicksalen der Menschen und im Bewußtsein des Vergeblichen den Tod sucht, sie ist übersehbar nach Herkunft und Stand, sie scheut den ungehörigen Eingriff ins Elementare. Nichts geschieht, was aus dem Rahmen fiele, auch die Spielereien mit dem Namen bleiben in den Grenzen gesellschaftlicher Konventionen, manchmal wirken sie leise anzüglich, manchmal aber auch wie eine Huldigung. Das Ende Melusines kann nicht ins Unheimlich-Legendenhafte zurückführen. Die Geschichte des Mannes zwischen zwei Frauen — einmal, in „Unwiederbringlich“ hat Fontane sie geschrieben —, hier schließt sie, als sie in die gefährliche Phase einzutreten droht: Melusine selbst beschließt sie, sie entsagt.

Und mit dieser Entscheidung rückt sie doch wieder in die Nähe Schopenhauers, für den der Selbstmord keine Lösung ist. Die Lösung, die Fontane gibt, läßt er den alten sterbenden Stechlin aussprechen: „Das Ich ist nichts — damit muß man sich durchdringen. Ein ewig Gesetzliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er Tod heißt, darf uns nicht schrecken. In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn.“